

Thema: Kontextualisierung (Freud) und Textanalyse (Ödipus-Motiv)

Beispiel: Textstelle S. 153 f. (Reflexion):

«Betreffend Statistik: Hanna wollte nichts davon wissen, weil sie an Schicksal glaubt, ich merkte es sofort, obschon Hanna es nie ausdrücklich sagte. Alle Frauen haben einen Hang zum Aberglauben, aber Hanna ist hochgebildet; darum verwunderte es mich. Sie redete von Mythen, wie unsereiner vom Wärmesatz, nämlich wie von einem physikalischen Gesetz, das durch jede Erfahrung nur bestätigt wird, daher in einem geradezu gleichgültigen Ton. Ohne Verwunderung. Oedipus und die Sphinx, auf einer kaputten Vase dargestellt in kindlicher Weise, Athene, die Erinnyen beziehungsweise Eumeniden und wie sie alle heißen, das sind Tatsachen für sie; es hindert sie nichts, mitten im ernsthaftesten Gespräch gerade damit zu kommen. Ganz abgesehen davon, daß ich in Mythologie und überhaupt in Belletristik nicht beschlagen bin, ich wollte nicht streiten; wir hatten praktische Sorgen genug. Am 29. V. sollte ich in Paris sein - Am 31. V. in New York - Am 3. VI. (spätestens) in Venezuela - Hanna arbeitet in einem Archäologischen Institut, Götter gehören zu ihrem Job, das mußte ich mir immer wieder sagen: sicher hat auch unsereiner, ohne es zu merken, eine déformation professionnelle. Ich mußte lächeln, wenn Hanna so redete. »Du mit deinen Göttern!« Dann ließ sie es sofort. »Ich würde ja nicht abreisen«, sage ich, »wenn es nicht feststehen würde, daß das Kind gerettet ist, das wirst du mir glauben.« Hanna hatte volles Verständnis, schien es, sie wusch das Geschirr, während ich kurz von meinem beruflichen Verpflichtungen sprach, und ich trocknete ab - wie vor zwanzig Jahren, fand ich, beziehungsweise vor einundzwanzig Jahren.»

Schritt 1: Kontextualisierung (thematischer Fokus)

Thema: Die Zweifel der Wissenschaft am Konzept des freien Willens (vgl. Freud, *Kränkungen der Menschheit*)

Schritt 2: Textsegmentierung / Einführung einer Lesestrategie

Methode: *Orientierung im szenischen Aufbau*

Jede sog. «Textstelle» ist eingebettet in den linearen Textfluss. Es lohnt sich meist, einerseits die szenische Abfolge zu überprüfen (was war vorher? / was kommt nachher?), andererseits sich einen Überblick darüber zu verschaffen, von wem und wovon in unmittelbarer Umgebung der «Textstelle» die Rede war bzw. die Rede ist (Orte, Personen, Ereignisse, Themen, Motive, Gedanken, Gefühle etc.).

- a) Abgrenzung des szenischen Kontexts der Reflexion S. 153f.: Wo beginnt, wo endet die Szene?
(Szene = räumlich und zeitliche kontinuierlich aneinander gereimte Handlungsfolge)

Orientierungshilfe: Abschnittgliederung im Bericht

S. 141: letzter Leerraum und ---

S. 162: nächster Leerraum und ---

- b) Räumliche Orientierung: Abfolge der Orte

Im Spital (141): «Ich war auch in einem Zustand; verschwitzt und verstaubt, wie der Arbeiter auf dem Kieskarren, dazu Teer an den Füßen, zu schweigen von meinem Hemd, ein Landstreicher, barfuß und ohne Jacke, der Arzt kümmerte sich um meine Füße, die er der Diakonissin überließ, und redete nur mit Hanna, bis Hanna mich vorstellte.»

Zwischenhalt im Institut (143): «Als sie aus dem Institut gekommen war; hatte ich Hanna, offen gestanden, nicht wiedererkannt, sonst hätte ich die Taxi-Türe selbstverständlich geöffnet. Dann ihre Wohnung.»

- c) Hauptszene:

In der Wohnung Hannas (S. 143, Z. 23)

Ort: Hannas Wohnung (143-159: Küche und Bad / 160 ff.: Faber in Sabeths Zimmer)

Situation: «Wiedersehen nach zwanzig Jahren» (143, Z. 31)

Handlung: Hanna kocht / Faber nimmt ein Bad / beide in der Küche / Faber schläft im Zimmer der Tochter Zimmer

«Wenn du ein Bad nehmen willst», sagt Hanna, „bevor ich koche.“ Sie deckte den Tisch. „Ja“, sage ich, „ich habe geschwitzt.“ Sie war rührend, dabei immer sachlich; sie stellte den Gasbrenner an und erklärte, wie man abstellt, und brachte ein frisches Frottiertuch, Seife.»

Schritt 3: Wie sind Textstelle und szenischer Kontext aufeinander bezogen?

(vgl. gegenseitige Spiegelung / vergleichbare Figuren-Konstellationen / inhaltliche Parallelen und Kontraste / Wiederkehr mythologischer Motive in Texpassagen und Szene u.ä.)

(Motiv: Ödipus / Schwellfuss: 141: 2x Füße / 143: 1xFüße / 146: 3x Füße / 154: Ödipus)---

Textpassage aus (unkontrollierter!) Internet-Volltext-Version des Romans:

[SBB S. 141]

— — —

Der Arzt, der das Mädchen behandelt hatte, beruhigte uns. er verstand englisch und antwortete griechisch; Hanna übersetzte mir das Wichtige, seine erklärung, warum keine Kreuzotter, sondern eine Viper (aspisviper), seines erachtens hatte ich das einzigrichtige unternommen: Transport ins Hospital. Von den volkstümlichen Maßnahmen (aussaugen der bißwunde, ausschneiden oder ausbrennen, abschnüren der betroffenen Gliedmaßen) hielt er als Fachmann nicht viel; zuverlässig nur die Serum-Injektion innerhalb drei bis vier Stunden, das ausschneiden der bißwunde nur als zusätzliche Maßnahme.

er wußte nicht, wer ich bin.

Ich war auch in einem Zustand; verschwitzt und verstaubt, wie der arbeiter auf dem Kieskarren, dazu Teer an den Füßen, zu schweigen von meinem Hemd, ein Landstreicher, barfuß und ohne Jacke, der arzt kümmerte sich um meine Füße, die er der diakonissin überliess, und redete nur mit Hanna, bis Hanna mich vorstellte.

»Mister Faber is a friend of mine.«

Was mich beruhigte: die Mortalität bei Schlangenbiß (Kreuzotter, Vipern aller art) beträgt drei bis zehn Prozent, sogar bei biß von Kobra nicht über fünfundzwanzig Prozent, was in keinem Verhältnis steht zu der abergläubischen angst vor Schlangen, die man allgemein noch hat. Hanna war auch ziemlich beruhigt - Wohnen konnte ich bei Hanna.

Ich wollte aber das Hospital nicht verlassen, ohne das Mädchen gesehen zu haben, ich bestand darauf, das Mädchen zu sehen, wenn auch nur für eine Minute, und fand Hanna (der arzt willigte sofort ein!) sehr sonderbar - sie ließ mich, als wollte ich ihr die Tochter stehlen, nicht eine Minute lang im Krankenzimmer.

»Komm«, sagt sie, - »sie schläft jetzt.«

Vielleicht ein Glück, daß das Kind uns nicht mehr erkannt hat; sie schlief mit offenem Mund (sonst nicht ihre art) und war sehr blaß, ihr Ohr wie aus Marmor, sie atmete in Zeitlupentempo, jedoch regelmäßig, sozusagen zufrieden, und einmal, während ich vor ihrem bett stand, dreht sie den Kopf nach meiner Seite. aber sie schlief.

»Komm«, sagt Hanna, »laß sie!«

Ich ware lieber in irgendein Hotel gefahren. Warum sagte ich's nicht? Vielleicht ware es Hanna auch lieber gewesen. Wir hatten einander noch nicht einmal die Hand gegeben. Im Taxi, als es mir bewußt wurde, sagte ich:

»Grüss dich!«

Ihr Lacheln, wie stets über meine verfehlten Witze: mit einem Rümpfen ihrer Stirne zwischen den brauen. Sie glich ihrer Tochter schon sehr.

Ich sagte natürlich nichts.

»Wo hast du elsbeth kennengelernt?« fragt sie. »auf dem Schiff?«

Sabeth hatte geschrieben: von einem alteren Herrn, der ihr auf dem Schiff, kurz vor Le Havre, einen Heiratsantrag gemacht habe.

»Stimmt das?« fragt sie.

Unser Taxi-Gespräch: lauter Fragen, keine antworten.

Wieso ich sie Sabeth nenne? als Frage auf meine Frage: Wieso elsbeth? dazwischen ihre Hinweise: das dionysos-Theater.

Wieso ich sie Sabeth nenne: weil elisabeth, fand ich, ein unmöglicher Name ist. dazwischen wieder ein Hinweis auf kaputte Säulen. Wieso gerade elisabeth? Ich würde nie ein Kind so nennen. dazwischen Stoplichter, die üblichen Stockungen. Nun heißt sie eben elisabeth, nichts zu machen, auf Wunsch ihres Vaters. dazwischen redete sie mit dem Fahrer, der einen Fußgänger beschimpfte, griechisch, ich hatte den eindruck, wir fahren im Kreis herum und es machte mich nervös, obschon wir jetzt, plötzlich, Zeit hatten; dann ihre Frage:

»Hast du Joachim je wiedergesehen?«

Ich fand athen eine graßliche Stadt, balkan, ich konnte mir nicht vorstellen, wo man hier wohnt, Kleinstadt, teilweise sogar dorf, levantinisch, Gewimmel von Leuten mitten auf der Straße, dann wieder einöde, Ruinen, dazwischen Imitation von Großstadt, graßlich, wir hielten kurz nach ihrer Frage.

»Hier?« frage ich -

»Nein«, sagt sie, »ich komme gleich.«

es war das Institut, wo Hanna arbeitet, und ich mußte im Taxi warten, ohne eine Zigarette zu haben; ich versuchte anschriften zu lesen und kam mir wie ein analphabet vor, völlig verloren.

dann zurück zur Stadt -

als sie aus dem Institut gekommen war; hatte ich Hanna, offen gestanden, nicht wiedererkannt, sonst hatte ich die Taxi-Türe selbstverständlich geöffnet.

dann ihre Wohnung.

»Ich geh voran«, sagt sie.

Hanna geht voran, die dame mit grauem und kurzgeschnittenem Haar, mit Hornbrille, die Fremde, aber Mutter von Sabeth beziehungsweise elsbeth (sozusagen meine Schwiegermutter!), ab und zu wundert es mich, daß man sich so ohne weiteres duzt.

»Komm«, sagt sie, »mach es dir bequem.«

Wiedersehen nach zwanzig Jahren, damit hatte ich nicht gerechnet, Hanna auch nicht, übrigens hat sie recht: es sind einundzwanzig Jahre, genau gerechnet.

»Komm«, sagt sie, »setz dich.«

Meine Füße schmerzten.

Ich wußte natürlich, daß sie ihre Frage (»Was hast du gehabt mit dem Mädchen?«) früher oder später wiederholen wird, und ich

hatte schwören können: nichts! - ohne zu lügen, denn ich glaubte es selbst nicht, sowie ich Hanna vor mir sah.

»Walter«, sagt sie, »warum setzt du dich nicht?«

Mein Trotz, zu stehen -

Hanna zog die Sonnenstores herauf.

Hauptsache, daß das Kind gerettet ist! - ich sagte es mir ununterbrochen, während ich irgend etwas redete oder schwieg, Zigaretten von Hanna rauchte; sie raumte bücher aus den Sesseln, damit ich mich setzen könnte.

»Walter«, fragt sie, »hast du Hunger?«

Hanna als Mutter -

Ich wußte nicht, was denken.

»eine hübsche aussicht«, sage ich, »was du hier hast! das also ist diese berühmte akropolis?«

»Nein«, sagt sie, »das ist der Lykabettos.«

Sie hatte immer schon diese art, geradezu eine Manie, noch in Nebensachen ganz genau zu sein: Nein, das ist der Lykabettos!

Ich sage es ihr:

»du hast dich nicht verändert!«

»Meinst du?« fragt sie. »Hast du dich verändert?«

Ihre Wohnung: wie bei einem Gelehrten (auch das habe ich offenbar gesagt; später hat Hanna, in irgendeinem Gespräch über Manner, meinen damaligen ausspruch von der Gelehrten-Wohnung zitiert als beweis dafür, daß auch ich die Wissenschaft für ein mannliches Monopol halte, überhaupt den Geist), - alle Wände voller bücher, ein Schreibtisch voller Scherben mit etiketten versehen, im übrigen fand ich auf den ersten blick nichts antiquarisches, im Gegenteil, die Möbel waren durchaus modern, was mich bei Hanna wunderte.

»Hanna«, sage ich, »du bist ja fortschrittlich geworden!«

Sie lachelte bloß.

»Ich meine es im ernst!« sage ich -

»Noch immer?« fragt sie.

Manchmal verstand ich sie nicht.

»bist du noch immer fortschrittlich?« fragt sie, und ich war froh, daß Hanna wenigstens lachelte ... Ich sah schon: die üblichen Gewissensbisse, die man sich macht, wenn man ein Mädchen nicht geheiratet hat, erwiesen sich als überflüssig. Hanna brauchte mich nicht. Sie lebte ohne eigenen Wagen, aber dennoch zufrieden; auch ohne Television.

»eine hübsche Wohnung«, sage ich, »was du da hast -«

Ich erwähnte ihren Mann.

»der Piper«, sagt sie.

auch ihn brauchte sie nicht, schien es, nicht einmal ökonomisch.

Sie lebte seit Jahren von ihrer eignen arbeit (worunter ich mir heute noch nichts Genaueres vorstellen kann, offen gestanden) nicht großartig, aber immerhin. Ich sah es. Ihre Kleidung hatte sogar vor Ivy bestehen können, und abgesehen von einer archaischen Wanduhr mit zersprungenem Zifferblatt ist ihre Wohnung, wie

gesagt, durchaus modern. »Und wie geht's denn dir?« fragt sie. Ich trug eine fremde Jacke, die man mir im Hospital geliehen hatte, und es störte mich, eine Jacke, die mir zu groß war, ich spürte es schon die ganze Zeit: zu weit, da ich mager bin, und dabei zu kurz, armel wie von einer bubenjacke. Ich zog sie sofort aus, als Hanna in die Küche ging; jedoch mein Hemd ging auch nicht, weil blutig. »Wenn du ein bad nehmen willst«, sagt Hanna, »bevor ich koche -«

Sie deckte den Tisch.

»Ja«, sage ich, »ich habe geschwitzt -«

Sie war rührend, dabei immer sachlich; sie stellte den Gasbrenner an und erklärte, wie man abstellt, und brachte ein frisches Frottiertuch, Seife.

»Wie geht's deinen Füßen?« fragt sie. dabei hantierte sie immer.

»Wieso ins Hotel?« fragt sie. »das ist doch selbstverständlich, daß du hier wohnen kannst -«

Ich fühlte mich sehr unrasiert.

das bad füllte sich nur sehr langsam und dampfte, Hanna ließ kaltes Wasser hinzu, als könnte ich es nicht selber tun; ich saß auf einem Hocker, untätig wie ein Gast, meine Füße schmerzten sehr, Hanna öffnete das Fensterchen, im dampf sah ich nur noch ihre bewegungen, die sich nicht verändert haben, überhaupt nicht. »Ich habe immer gemeint, du bist wütend auf mich«, sage ich, »wegen damals.«

Hanna nur verwundert.

»Wieso wütend? Weil wir nicht geheiratet haben?« sagt sie. »das ware ein Unglück gewesen -«

Sie lachte mich geradezu aus.

»Im ernst«, sagt sie, »das hast du wirklich gemeint, daß ich wütend bin, Walter, einundzwanzig Jahre lang?«

Mein bad war voll.

»Wieso ein Unglück?« frage ich -

Sonst haben wir nie wieder über die Heiratsgeschichte von damals gesprochen. Hanna hatte recht, wir hatten andere Sorgen.

»Hast du gewußt?« frage ich, »daß die Mortalität bei Schlangenbiß nur drei bis zehn Prozent beträgt?«

Ich war erstaunt.

Hanna halt nichts von Statistik, das merkte ich bald. Sie ließ mich einen ganzen Vortrag halten - damals im badezimmer - über Statistik, um dann zu sagen:

»dein bad wird kalt.«

Ich weiß nicht, wie lange ich in jenem bad gelegen habe, meine verbundenen Füße auf dem Rand der Wanne - Gedanken über Statistik, Gedanken an Joachim, der sich erhangt hat, Gedanken an die Zukunft, Gedanken, bis mich fröstelte, ich wußte selbst nicht, was ich dachte, ich konnte mich sozusagen nicht entschließen, zu wissen, was ich denke. Ich sah die Flaschchen und dosen, Tuben, lauter damenhafte Utensilien, ich konnte mir

Hanna schon nicht mehr vorstellen, Hanna damals, Hanna heute, eigentlich keine von beiden. Ich fröstelte, aber ich hatte keine Lust, mein blutiges Hemd nochmals anzuziehen - ich antwortete nicht, als Hanna mich rief.

Was mit mir los sei?

Ich wußte es selbst nicht.

Ob Tee oder Kaffee?

Ich war erschöpft von diesem Tag, daher meine entschlußlosigkeit, was sonst nicht meine art ist, und daher die Spintisiererei (die badewanne als Sarkophag; etruskisch!), geradezu ein delirium von fröstelnder entschlußlosigkeit -

»Ja«, sage ich, »ich komme.«

eigentlich hatte ich nicht im Sinn gehabt, Hanna wiederzusehen; nach unsrer ankunft in athen wollte ich sofort auf den Flugplatz hinaus -

Meine Zeit war abgelaufen.

Wie ich den citroen, den Williams mir geliehen hatte und der in bari stand, nach Paris zurückbringe, war mir ratselhaft. Ich wußte nicht einmal den Namen der betreffenden Garage!

»Ja!« rufe ich. »Ich komme!«

dabei blieb ich liegen.

die Via appia -

die Mumie im Vatikan -

Mein Körper unter Wasser -

Ich halte nichts von Selbstmord, das ändert ja nichts daran, daß man auf der Welt gewesen ist, und was ich in dieser Stunde wünschte: Nie gewesen sein!

»Walter«, fragt sie, »kommst du?«

Ich hatte die badezimmertür nicht abgeschlossen, und Hanna (so dachte ich) könnte ohne weiteres eintreten, um mich von rückwa`rts mit einer axt zu erschlagen; ich lag mit geschlossenen augen, um meinen alten Körper nicht zu sehen. -

Hanna telefonierte.

Warum ging's nicht ohne mich!

Später im Laufe des abends, redete ich wieder, als ware nichts dabei. Ohne Verstellung: es war eigentlich nichts dabei, Hauptsache, daß Sabeth gerettet war. dank Serum. Ich fragte Hanna, wieso sie nicht an Statistik glaubt, statt dessen aber an Schicksal und derartiges.

»du mit deiner Statistik!« sagt sie. »Wenn ich hundert Töchter hatte, alle von einer Viper gebissen, dann ja! dann würde ich nur drei bis zehn Töchter verlieren. erstaunlich wenig! du hast vollkommen recht.«

Ihr Lachen dabei.

»Ich habe nur ein einziges Kind!« sagt sie.

Ich widersprach nicht, trotzdem bekamen wir beinahe Streit, plötzlich hatten wir die Nerven verloren. es begann mit einer bemerkung meinerseits.

»Hanna«, sage ich, »du tust wie eine Henne!«

es war mir so herausgerutscht.

»entschuldige«, sage ich, »aber es ist so!«

Ich merkte erst später, was mich argerte: - Ich war aus dem bad gekommen, Hanna am Telefon, sie hatte das Hospital angerufen, während ich im badezimmer war - sie redete mit elsbeth.

Ich hörte alles, ohne zu wollen.

Kein Wort über mich. -

Sie redete, als gebe es nur Hanna, die Mutter, die um Sabeth gebangt hatte und sich freute, daß das Mädchen sich langsam wohler fühlte, sogar reden konnte, sie redeten deutsch, bis ich ins Zimmer trat, dann wechselte Hanna auf griechisch. Ich verstand kein Wort. dann hangte sie den Hörer auf.

»Wie geht es?« frage ich.

Hanna sehr erleichtert -

»Hast du gesagt«, frage ich, »daß ich hier bin?«

Hanna nahm sich eine Zigarette.

»Nein«, sagt sie.

Hanna tat sehr merkwürdig, und ich glaubte es einfach nicht, daß das Mädchen nicht nach mir gefragt hatte; mindestens hatte ich ein Recht darauf, scheint mir, alles zu wissen, was gesprochen worden war.

»Komm«, sagt Hanna, »essen wir etwas.«

Was mich wütend machte: ihr Lächeln, als hatte ich kein Recht darauf, alles zu wissen.

»Komm«, sagt Hanna, »setz dich.«

Ich setzte mich aber nicht.

»Wieso bist du gekrankt, wenn ich mit meinem Kind spreche?« sagt sie. »Wieso?«

Sie tat wirklich (wie es die art aller Frauen ist, vermute ich, auch wenn sie noch so intellektuell sind) wie eine Henne, die ihr Junges unter die Flügel nehmen muß; daher meine bemerkung mit der Henne, ein Wort gab das andere, Hanna war außer sich wegen meiner bemerkung, weibischer als ich sie je gesehen habe. Ihr ewiges argument:

»Sie ist mein Kind, nicht dein Kind.«

daher meine Frage:

»Stimmt es, daß Joachim ihr Vater ist?«

darauf keine antwort.

»Laß mich!« sagt sie. »Was willst du überhaupt von mir? Ich habe elsbeth ein halbes Jahr lang nicht gesehen, plötzlich dieser anruf vom Hospital, ich komme und finde sie bewußtlos - weiß nicht, was geschehen ist.«

Ich nahm alles zurück.

»du«, sagt sie, »du - was hast du zu sprechen mit meiner Tochter?

Was willst du überhaupt von ihr? Was hast du mit ihr?«

Ich sah, wie sie zitterte.

Hanna ist alles andere als eine alte Frau, aber ich sah natürlich ihre mürbe Haut, ihre Tranensacke, ihre Schlafen mit Krähenfüßen, die mich nicht störten, aber ich sah sie. Hanna war magerer

geworden, zarter. Ihr alter stand ihr eigentlich sehr gut, fand ich, vor allem im Gesicht, abgesehen von der Haut unter ihrem Kinn, die mich an die Haut von eidechsen erinnert - Ich nahm alles zurück.

Ich verstand ohne weiteres, daß Hanna an ihrem Kind hängt, daß sie die Tage gezählt hat, bis das Kind wieder nach Hause kommt, und daß es für eine Mutter nicht leicht ist, wenn das Kind, das einzige, zum ersten Mal in die Welt hinaus reist.

»Sie ist ja kein Kind mehr«, sagt sie, »ich selber habe sie ja auf diese Reise geschickt, eines Tages muß sie ja ihr eigenes Leben führen, das ist mir klar, daß sie eines Tages nicht wiederkommt -« Ich ließ Hanna sprechen.

»das ist nun einmal so«, sagt sie, »wir können das Leben nicht in unseren armen behalten, Walter, auch du nicht.«

»Ich weiß!« sage ich.

»Warum versuchst du es denn?« fragt sie.

Ich verstand Hanna nicht immer.

»das Leben geht mit den Kindern«, sagt sie -

Ich hatte mich nach ihrer arbeit erkundigt.

»das ist nun einmal so«, sagt sie, »wir können uns nicht mit unseren Kindern nochmals verheiraten.«

Keine antwort auf meine Frage.

»Walter«, fragt sie, »wie alt bist du jetzt?«

dann eben ihr ausspruch: sie habe nicht hundert Töchter, sondern eine einzige (was ich wußte), und ihre Tochter hatte nur ein einziges Leben (was ich ebenfalls wußte) wie jeder Mensch; auch sie, Hanna, hatte nur ein einziges Leben, ein Leben, das verpfuscht sei, und auch ich (ob ich es wisse?) hatte nur ein einziges Leben.

»Hanna«, sage ich, »das wissen wir.«

Unser essen wurde kalt.

»Wieso verpfuscht?« frage ich.

Hanna rauchte. Statt zu essen.

»du bist ein Mann«, sagt sie, »ich bin eine Frau - das ist ein Unterschied, Walter.«

»Hoffentlich!« lache ich.

»Ich werde keine Kinder mehr haben -«

das sagte sie im Laufe des abends zweimal.

»Was ich arbeite?« sagt sie. »du siehst es ja, Scherbenarbeit. das soll eine Vase gewesen sein. Kreta. Ich kleistere die Vergangenheit zusammen -«

Ich finde das Leben von Hanna gar nicht verpfuscht. Im Gegenteil.

Ich kenne ihren zweiten Mann nicht, diesen Piper, eine bekanntschaft aus der emigration; Hanna erwähnt ihn fast nie, obschon sie (was mich noch heute jedesmal verwundert) seinen Namen trägt: dr. Hanna Piper. dabei hat Hanna immer getan, was ihr das Richtige schien, und das ist für eine Frau, finde ich, schon allerhand. Sie führte das Leben, wie sie's wollte. Warum es mit Joachim nicht gegangen war, sagte sie eigentlich nicht. Sie nennt ihn einen lieben Menschen. Von Vorwurf keine Spur; höchstens

findet sie uns komisch, die Männer ganz allgemein. Hanna hat sich vielleicht zuviel versprochen, die Männer betreffend, wobei ich glaube, daß sie die Männer liebt. Wenn Vorwurf, dann sind es Selbstvorwürfe; Hanna würde die Männer, wenn sie nochmals leben könnte oder müsste, ganz anders lieben. Sie findet es natürlich, daß die Männer (sagt sie) borniert sind, und bereut nur ihre eigne Dummheit, daß sie jeden von uns (ich weiß nicht, wieviele es gewesen sind) für eine Ausnahme hielt. Dabei ist Hanna, wie ich finde, alles andere als dumm. Sie findet es aber. Sie findet es dumm von einer Frau, daß sie vom Mann verstanden werden will; der Mann (sagt Hanna) will die Frau als Geheimnis, um von seinem eignen Unverständnis begeistert und erregt zu sein. Der Mann hört nur sich selbst, laut Hanna, drum kann das Leben einer Frau, die vom Mann verstanden werden will, nicht anders als verpfuscht sein. Laut Hanna. Der Mann sieht sich als Herr der Welt, die Frau nur als seinen Spiegel. Der Herr ist nicht gezwungen, die Sprache der Unterdrückten zu lernen; die Frau ist gezwungen, doch nützt es ihr nichts, die Sprache ihres Herrn zu lernen, im Gegenteil, sie lernt nur eine Sprache, die ihr immer unrecht gibt. Hanna bereut, daß sie Dr. phil. geworden ist. Solange Gott ein Mann ist, nicht ein Paar, kann das Leben einer Frau, laut Hanna, nur so bleiben, wie es heute ist, nämlich erbarmlich, die Frau als Proletarin der Schöpfung, wenn auch noch so elegant verkleidet - Ich fand sie komisch, eine Frau von fünfzig Jahren, die wie ein Backfisch philosophiert, eine Frau, die noch so tadellos aussieht wie Hanna, geradezu attraktiv, dazu eine Persönlichkeit, das war mir klar, eine Dame von ihrem Ansehen, ich mußte daran denken, wie man Hanna beispielsweise im Hospital behandelt hatte, eine Ausländerin, die erst seit drei Jahren in Athen wohnt, geradezu wie eine Professorin, eine Nobelpreisträgerin! - sie tat mir leid.

»Walter, du ißt ja gar nichts.«

Ich faßte ihren Arm:

»du, Proletarin der Schöpfung! -«

Hanna war nicht gewillt zu lachen, sie wartete darauf, daß ich ihren Arm losließ.

»Wo«, fragt sie, »seid ihr in Rom gewesen?«

Ich rapportierte.

Ihr Blick -

Man hatte meinen Können, ich sei ein Gespenst, so blickte Hanna mich an, während ich von Rom rapportierte; ein Ungetüm mit dem Rüssel und mit Krallen, ein Monstrum, was Tee trinkt.

Ich werde diesen Blick nie vergessen.

Ihrerseits kein Wort -

Ich redete neuerdings, weil Schweigen unmöglich, über Mortalität bei Schlangenbiß, beziehungsweise über Statistik im allgemeinen.

Hanna wie taub.

Ich wagte nicht, in ihre Augen zu blicken - so oft ich auch nur eine Sekunde lang (langer konnte ich nicht) daran dachte, daß ich

Sabeth umarmt habe, beziehungsweise, daß Hanna, die vor mir sitzt, ihre Mutter ist, die Mutter meiner Geliebten, die selbst meine Geliebte ist.

Ich weiß nicht, was ich redete.

Ihre Hand (ich redete sozusagen nur noch zu ihrer Hand) war merkwürdig: klein wie eine Kinderhand, alter als die übrige Hanna, nervös und schlaff, haßlich, eigentlich gar keine Hand, sondern etwas Verstümmeltes, weich und knochig und welk, Wachs mit Sommersprossen, eigentlich nicht haßlich, im Gegenteil, etwas Liebes, aber etwas Fremdes, etwas entsetzliches, etwas Trauriges, etwas blindes, ich redete und redete, ich schwieg, ich versuchte mir die Hand von Sabeth vorzustellen, aber erfolglos, ich sah nur, was neben dem aschenbecher auf dem Tisch lag, Menschenfleisch mit adern unter der Haut, die wie zerknittertes Seidenpapier aussieht, so mürbe und zugleich glanzend.

Ich war selber todmüde.

»eigentlich ist sie noch ein Kind«, sagt Hanna, - »oder glaubst du, sie ist mit einem Mann zusammengewesen?«

Ich blickte Hanna in die augen -

»Ich wünsche es ihr ja«, sagt sie, »ich wünsche es ihr ja!«

Plötzlich tischte sie ab.

Ich half.

betreffend Statistik: Hanna wollte nichts davon wissen, weil sie an Schicksal glaubt, ich merkte es sofort, obschon Hanna es nie ausdrücklich sagte. alle Frauen haben einen Hang zum aberglauben, aber Hanna ist hochgebildet; darum verwunderte es mich. Sie redete von Mythen, wie unsereiner vom Warmesatz, nämlich wie von einem physikalischen Gesetz, das durch jede erfahrung nur bestätigt wird, daher in einem geradezu gleichgültigen Ton. Ohne Verwunderung. Oedipus und die Sphinx, auf einer kaputten Vase dargestellt in kindlicher Weise, athene, die erinnyen beziehungsweise eumeniden und wie sie alle heißen, das sind Tatsachen für sie; es hindert sie nichts, mitten im ernsthaftesten Gespräch gerade damit zu kommen. Ganz abgesehen davon, daß ich in Mythologie und überhaupt in belletristik nicht beschlagen bin, ich wollte nicht streiten; wir hatten praktische Sorgen genug.

am 29. V. sollte ich in Paris sein -

am 31. V. in New York -

am 3. VI. (spätestens) in Venezuela -

Hanna arbeitet in einem archaologischen Institut, Götter gehören zu ihrem Job, das mußte ich mir immer wieder sagen: sicher hat auch unsereiner, ohne es zu merken, eine deformation professionelle. Ich mußte lacheln, wenn Hanna so redete.

»du mit deinen Göttern!«

dann ließ sie es sofort.

»Ich würde ja nicht abreisen«, sage ich, »wenn es nicht feststehen würde, daß das Kind gerettet ist, das wirst du mir glauben.«

Hanna hatte volles Verstandnis, schien es, sie wusch das Geschirr,

während ich kurz von meinem beruflichen Verpflichtungen sprach,
und ich trocknete ab - wie vor zwanzig Jahren, fand ich,
beziehungsweise vor einundzwanzig Jahren.

»Findest du?«

»Findest du nicht?« sage ich.

Wie Hanna rechnete, daß sie auf einundzwanzig Jahre kam, wußte
ich nicht. aber ich hielt mich daran, damit sie mich nicht jedesmal
verbesserte.

»eine hübsche Küche«, sage ich -

Plötzlich wieder ihre Frage:

»Hast du Joachim je wiedergesehen?«

einmal, das war klar, mußte ich es sagen, daß Joachim aus dem
Leben geschieden ist, aber nicht gerade heute, fand ich, nicht
gerade am ersten abend.

Ich redete von irgend etwas -

Unsere abendessen damals in ihrer bude!

»erinnerst du dich an Frau Oppikofer?«

»Warum?« fragt sie.

»einfach so!« sage ich. »Wie sie immer mit ihrem besenstiel
klopfte, wenn ich nach zweiundzwanzig Uhr noch in deiner bude
war -«

Unser Geschirr war gewaschen und getrocknet.

»Walter«, fragt sie, »nimmst du einen Kaffee?«

erinnerungen sind komisch.

»Ja«, sage ich, »nach zwanzig Jahren kann man darüber lachen -«
Hanna setzte Wasser auf.

»Walter«, fragt sie, »ob du Kaffee nimmst -«

Sie wollte keine erinnerungen hören.

»Ja«, sage ich, »gerne.«

Ich sehe nicht ein, wieso ihr Leben verpfuscht sein sollte. Im
Gegenteil. Ich finde es allerhand, wenn jemand ungefähr so lebt,
wie er's sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Ich bewundere sie.
Ich habe, offen gesprochen, nie daran geglaubt, daß Philologie und
Kunstgeschichte sich bezahlt machen. dabei kann man nicht
einmal sagen, Hanna sei unfraulich. es steht ihr, eine arbeit zu
haben. Schon in der ehe mit Joachim, scheint es, hat sie stets
gearbeitet, Übersetzungen und derartiges, und in der emigration
sowieso. In Paris, nach ihrer Scheidung von Joachim, arbeitete sie
in einem Verlag. als dann die deutschen kamen, floh sie nach
england und sorgte allein für ihr Kind. Joachim war arzt in
Rußland, somit zahlungsunfähig. Hanna arbeitete als deutsche
Sprecherin bei bbc. Heute noch ist sie britische Staatsbürgerin.
Herr Piper verdankt ihr sein Leben, scheint mir; Hanna heiratete
ihn aus einem Lager heraus (soviel ich verstanden habe) ohne viel
besinnen, dank ihrer alten Vorliebe für Kommunisten. Herr Piper
war eine enttäuschung, weil kein Kommunist, sondern
Opportunist. Wie Hanna sagt: linientreu bis zum Verrat,
neuerdings bereit, Konzentrationslager gutzufinden. Hanna lachte
nur: Manner! er unterwirft sich jeder devise, um seine Filme

machen zu können. Juni 1953 hat Hanna ihn verlassen. er merke es gar nicht, wenn er heute verkündet, was er gestern widerrufen hat, oder umgekehrt; was er verloren habe: ein spontanes Verhältnis zur Realität. Hanna berichtet ungern von ihm, dabei um so ausführlicher, je weniger es mich interessiert. Hanna findet es schade, beziehungsweise typisch für gewisse Männer, wie dieser Piper im Leben steht: stockblind, laut Hanna, ohne Kontakt. Früher habe er Humor besessen; jetzt lache er nur noch über den Westen. Hanna macht keine Vorwürfe, eigentlich lacht sie bloß über sich selbst, beziehungsweise über ihre Liebe zu Männern.

»Wieso soll dein Leben verpfuscht sein?« sage ich. »das redest du dir ein, Hanna -«

auch mich fand sie stockblind.

»Ich sehe nur«, sage ich, »was da ist: deine Wohnung, deine wissenschaftliche arbeit, deine Tochter - du solltest Gott danken!«

»Wieso Gott?«

Hanna wie früher: sie weiß genau, was man meint. Ihre Lust an Worten! als kame es auf die Worte an. Wenn man es noch so ernst meint, plötzlich verfangt sie sich in irgendeinem Wort.

»Walter, seit wann glaubst du an Gott?«

»Komm«, sage ich, »mach einen Kaffee!«

Hanna wußte genau, daß ich mit Gott nichts anfangen kann, und wenn man schließlich drauf eingeht, zeigt sich, daß Hanna es gar nicht ernst meint.

»Wieso kommst du darauf«, fragt sie, »daß ich religiös bin? du meinst, einer Frau im Klimakterium bleibt nichts anderes übrig.« Ich machte Kaffee.

Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es sein wird, wenn Sabeth aus dem Hospital kommt. Sabeth und Hanna und ich in einem Raum, beispielsweise in dieser Küche: - Hanna, die merkt, wie ich mich zusammennehmen muß, um nicht ihr Kind zu küssen oder wenigstens den arm auf ihre Schulter zu legen, und Sabeth, die entdeckt, daß ich eigentlich (wie ein Schwindler, der seinen ehering ausgezogen hat) zu Mama gehöre, obschon ich sie, Sabeth, um die Schulter halte.

»Sie soll bloß nicht Stewardeß werden«, sage ich, »ich habe es ihr auszureden versucht.«

»Wieso?«

»Weil Stewardeß nicht in Frage kommt«, sage ich, »nicht für ein Mädchen wie Sabeth, das schließlich nicht irgendein Mädchen ist -«

Unser Kaffee war gemacht.

»Warum soll sie nicht Stewardeß werden?«

dabei wußte ich, daß auch Hanna, die Mutter, keineswegs entzückt war von dieser backfisch-Idee; sie trotzte nur, um mir zu zeigen, daß es mich nichts angeht:

»Walter, das ist ihre Sache!«

ein ander Mal:

»Walter, du bist nicht ihr Vater.«

»Ich weiß!« sage ich -

Vor dem augenblick, da man sich setzt, weil es nichts zu hantieren gibt, hatte ich mich von anfang an gefürchtet - nun war es soweit.

»Komm«, sagt sie, »rede, -!«

es war leichter als erwartet, fast alltaglich.

»erzahl mir«, sagt sie, »was gewesen ist.«

Ich staunte über ihre Ruhe.

»du kannst dir meinen Schreck vorstellen«, sagt sie, »als ich ins Hospital komme und dich sehe, wie du da sitzt und schlafst -« Ihre Stimme ist unverändert.

In einem gewissen Sinn ging es weiter, als waren keine zwanzig Jahre vergangen, genauer: als hatte man diese ganze Zeit, trotz Trennung, durchaus gemeinsam verbracht. Was wir nicht voneinander wußten, waren äußerlichkeiten, nicht der Rede wert. Karriere und derartiges. Was hatte ich reden sollen? Hanna wartete aber.

»Nimmst du Zucker?« fragt sie.

Ich redete von meinem beruf -

»Wieso reist du mit elsbeth?« fragt sie.

Hanna ist eine Frau, aber anders als Ivy und die andern, die ich gekannt habe, nicht zu vergleichen; auch anders als Sabeth, die ihr in vielem gleicht. Hanna ist vertrauter; ohne Hader, als sie mich anblickt. Ich wunderte mich.

»du liebst sie?« fragt sie.

Ich trank meinen Kaffee.

»Seit wann hast du gewußt«, fragt sie, »daß ich ihre Mutter bin?«

Ich trank meinen Kaffee.

»du weißt noch gar nicht«, sage ich, »daß Joachim gestorben ist -«

Ich hatte es nicht sagen wollen.

»Gestorben?« fragt sie. »Wann?«

Ich hatte mich hinreißen lassen, nun war's zu spat, ich mußte berichten - ausgerechnet an diesem ersten abend! - die ganze Geschichte in Guatemala, Hanna wollte alles erfahren, was ich meinerseits wußte, seine Heimkehr aus Rußland, seine Tätigkeit auf der Farm, sie hatte seit ihrer Scheidung nichts mehr von Joachim vernommen, zum Schluß sagte ich doch nicht, daß Joachim sich erhangt, sondern log: angina pectoris. Ich staunte, wie gefaßt sie blieb.

»Hast du's dem Mädchen gesagt?« fragt sie.

dann unser endloses Schweigen.

Sie hatte ihre Hand wieder unter die Hornbrille geschoben, als halte sie ihr Gesicht zusammen; ich kam mir wie ein Scheusal vor.

»Was kannst denn du dafür!« sagt sie.

daß Hanna nicht einmal weinte, machte alles nur schwerer; sie stand -

»Ja«, sagt sie, »gehen wir schlafen.«

es war Mitternacht - schätzungsweise, ich hatte ja meine Uhr nicht

mehr, aber abgesehen davon, es war tatsächlich, als stehe die Zeit.

»du hast das Zimmer von elsbeth.«

Wir standen in ihrem Zimmer.

»Hanna«, sage ich, »sag doch die Wahrheit: ist er ihr Vater?«

»Ja!« sagt sie. »Ja!«

Im augenblick war ich erleichtert, ich hatte keinen Grund anzunehmen, daß Hanna lügt, und fand es im augenblick (die Zukunft war sowieso nicht zu denken) wichtiger als alles andere, daß das Mädchen eine Serum-Injektion bekommen hat und gerettet ist.

Ich gab ihr die Hand.

Man stand, zum Hinsinken müde, Hanna auch, glaube ich, eigentlich hatten wir uns schon Gutenacht gesagt - als Hanna nochmals fragte:

»Walter, was hast du mit elsbeth gehabt?«

dabei wußte sie es bestimmt.

»Komm«, sagt sie, »sag es!«

Ich weiß nicht, was ich antwortete.

»Ja oder nein!« fragt sie.

Gesagt war gesagt -

Hanna lachelte noch, als hatte sie's nicht gehört, ich war erleichtert, daß es endlich gesagt war, geradezu munter, mindestens erleichtert.

»bist du mir böse?« frage ich.

Ich hatte lieber auf dem boden geschlafen, Hanna bestand darauf, daß ich mich wirklich ausruhen sollte, das bett war bereits mit frischen Tüchern bezogen - alles für die Tochter, die ein halbes Jahr in der Fremde gewesen ist: ein neues Pyjama, das Hanna wegnahm, blumen auf dem Nachttisch, Schokolade, das blieb.

»bist du mir böse?« frage ich.

»Hast du alles?« fragt sie, »Seife ist da -«

»Ich konnte nicht wissen«, sage ich -

»Walter«, sagt sie, »wir müssen schlafen.«

Sie war nicht böse, schien mir, sie gab mir sogar nochmals die Hand. Sie war nervös, nichts weiter. Sie war eilig. Ich hörte, daß sie in die Küche ging, wo alles getan war.

»Kann ich etwas helfen?«

»Nein«, sagt sie, »schlaf jetzt!«

das Zimmer von Sabeth: etwas klein, jedoch nett, viele bücher auch hier, blick gegen den Lykabettos, ich stand noch lange am offenen Fenster -

Ich hatte kein Pyjama.

es ist nicht meine art, in fremden Zimmern zu schnüffeln, aber das Foto stand gerade auf dem büchergestell, und schließlich hatte ich Joachim, ihren Vater, selber gekannt - ich nahm's herunter. aufgenommen 1936 in Zürich.

eigentlich war ich entschlossen, ins bett zu gehen, nichts mehr zu denken, aber ich hatte kein Pyjama, wie gesagt, bloß mein schmutziges Hemd -

endlich ging Hanna in ihr Zimmer.

das mochte gegen zwei Uhr sein, ich saß auf dem sauberen bett, wie sie auf banken in öffentlichen anlagen sitzen, wenn sie schlafen, die Obdachlosen, vornüber gekrümmt, (so denke ich stets beim anblick solcher Schlafer:) wie ein Fötus - aber ich schlief nicht.

Ich wusch mich.

einmal klopfte ich an ihre Wand.

Hanna tat, als schlief sie.

Hanna wollte nicht mit mir reden, irgendwann an diesem abend hatte sie gesagt, ich solle schweigen: es wird alles so klein, wenn du darüber redest!

Vielleicht schlief Hanna tatsächlich.

Ihre briefe aus amerika - ich meine die briefe von Sabeth - lagen auf dem Tisch, ein ganzes bündel, Stempel von Yale, einer von Le Havre, dann ansichtskarten aus Italien, ich las eine einzige, weil sie auf den boden gefallen war: Gruß aus assisi (ohne erwahnung meiner Person) mit tausend Küssen für Mama, mit inniger Umarmung -

Ich rauchte nochmals eine Zigarette.

dann mein Versuch, das Hemd zu waschen -

Ich weiß nicht, wieso ich auf die Idee kam, alles sei überstanden, jedenfalls das Schlimmste, und wieso ich glauben konnte, Hanna schlafe.

Ich wusch so leise als möglich.

Ich gebe zu, daß ich Viertelstunden lang einfach vergaß, was los ist, beziehungsweise kam es mir wie ein bloßer Traum vor: wenn man trauht, man sei zum Tod verurteilt, und weiß, es kann nicht stimmen, ich brauche bloß zu erwachen -

Ich hangte mein nasses Hemd ins Fenster.

das Gesicht von Joachim, das ich mir anschaute, ein mannliches Gesicht, sympathisch, aber ahnlichkeiten mit Sabeth fand ich eigentlich nicht.

»Hanna?« rufe ich, »schlafst du?«

Keine antwort.

Ich fröstelte, weil ohne Hemd, ich kam nicht auf die Idee, ihren Morgenrock zu nehmen, der an der Türe hing, ich sah ihn -

Überhaupt ihre Mädchensachen!

Ihre Flöte auf dem bücherbrett -

Ich löschte das Licht.

Vermutlich hatte Hanna schon eine ganze Weile geschluchzt, ihr Gesicht in die Kissen gepreßt, bis es nicht mehr ging - ich erschrak, als ich sie hörte; mein erster Gedanke: Sie hat gelogen, und ich bin doch der Vater. Sie schluchzte immer lauter, bis ich an ihre Türe ging, um zu klopfen.

»Hanna«, sage ich, »ich bin's.«

Sie verriegelte die Türe.

Ich stand und hörte nur ihr Schluchzen, meine vergeblichen bitten, sie sollte in die diele kommen und sagen, was los ist, aber als

antwort nichts als Schluchzen, einmal leise, dann wieder lauter, es hörte nicht auf, und wenn's einmal aufhörte, war es noch schlimmer, ich legte mein Ohr an die Türe, wußte nicht, was ich denken sollte, oft hatte sie einfach keine Stimme mehr, nur so ein Wimmern, so daß ich erleichtert war, wenn sie wieder aufschluchzte.

Ich hatte kein Taschenmesser und nichts -

»Hanna«, sage ich, »mach auf!«

als es mir gelungen war, mit dem Feuerhaken die Türe aufzusprengen, stemmte Hanna sich dagegen. Sie schrie geradezu, als sie mich sah. Ich stand mit nacktem Oberkörper; vielleicht drum. Natürlich tat sie mir leid, und ich ließ ab, die Türe aufzustoßen.

»Hanna«, sage ich, »ich bin's!«

Sie wollte allein sein.

— — —

[SBB S. 162]